Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 441. **Mittwoch** den 29. August 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. August.

Bei Erörterung der Frage, ob es sich empfehle, im nächsten Winter Vorschläge zur Verschärfung der Gesetzgebung über das **Vereins- und Versammlungswesen** dem preußischen Landtage mit Umgehung der natürlichen Stelle des Reichstags zu machen, haben wir wiederholt betont, daß wir es für bedenklich halten würden, wenn von einer einheitlichen Ordnung dieses Rechtsgebietes von Reichswegen abgesehen werden sollte. Und am Freitag machten wir in der Voraussetzung, daß die preußische Regierung nicht geneigt sein sollte, einen Antrag beim Bundesrathe zu stellen, den Vorschlag, es möchten andere Regierungen die Initiative ergreifen. Wir schrieben:

„Muß es denn gerade Preußen sein, das an den Bundesrath mit einer Anregung zur reichsgesetzlichen Regelung des Vereinswesens oder mit einem ausgearbeiteten Gesetzentwurfe herantritt? Viele andere deutsche Regierungen haben das gleiche Interesse an einer Abänderung ihres Vereinsgesetzes und ein noch größeres als das große Preußen an einer einheitlichen Ordnung dieses Rechtsgebietes. Daß Preußen, wenn von anderen deutschen Staaten der dringliche Wunsch nach einer solchen Ordnung kundgegeben würde, darauf beharren sollte, allein vorzugehen, ist kaum wahrscheinlich. Man kann also der süddeutschen Presse nur rathen, die süddeutschen Regierungen zu einer Anregung im Bundesrathe zu drängen; der Erfolg eines solchen Drängens würde schwerlich ausbleiben."

In dieser Ansicht werden wir heute bestärkt durch die Mittheilung der „Nat.-Lib. Corr.", daß nach ihren Informationen der **Reichskanzler** den Weg der einzelstaatlichen Neuregelung des Vereins- und Versammlungswesens zu beschreiten wünscht, während im **preußischen Staatsministerium** mannigfache Bedenken gegen die Betretung dieses Weges herrschen. Ist das richtig — und es liegt kein Grund vor, es zu bezweifeln — so wird die preußische Regierung einem von anderer Seite beim Bundesrathe gestellten Antrage auf reichsgesetzliche Regelung der Materie die Zustimmung schwerlich versagen. Wie gewichtig die Gründe sind, die für den Versuch einer solchen Regelung sprechen, legt die „Nat.-Lib. Corresp." folgendermaßen dar: „Formell staatsrechtlich ist, nachdem das Reich von seiner Zuständigkeit noch keinen Gebrauch gemacht hat, gegen eine Lösung der Frage durch die Landesgesetzgebungen nichts einzuwenden, und ein solches Vorgehen ließe sich auch erklären und einigermaßen rechtfertigen durch die sehr geringen Aussichten, mit dem gegenwärtigen Reichstag hierüber zu einer Verständigung zu gelangen. Allein das kann uns über die großen und principiellen nationalpolitischen Bedenken nicht hinwegheben, die einem solchen Vorgehen entgegenstehen. Es könnte doch leicht mehr und mehr der Brauch einreißen, Gesetze, die zur natürlichen und verfassungsmäßigen Zuständigkeit des Reichs gehören, im Reichstag aber keine Aussicht haben, an die verschiedenen Landesgesetzgebungen zu verweisen. Damit wäre aber, von den Regierungen selbst ausgehend, eine tiefe Schädigung der nationalen Sache verbunden, das Reichsband würde gelockert, der Keim der Zersetzung in das Reich gelegt, dem Particularismus, der ohnehin in weiten Schichten des Volkes immer breiteren Boden gewinnt, mächtiger Vorschub geleistet. Aus diesem Grund müssen wir uns entschieden gegen diesen ersten großen Versuch einer Hinüberschiebung von Aufgaben der Reichsgesetzgebung auf die Landtage erklären. Die Folgerungen wären nicht abzusehen und könnten sehr betrübend für jeden Vaterlandsfreund sein. Man soll dem Reiche ebenso wie den Einzelstaaten geben, was ihnen zukommt, und eine kräftige, zielbewußte Reichsregierung darf vor Schwierigkeiten nicht zurückweichen und gewissermaßen selbst an der Möglichkeit fernerer ersprießlicher Wirksamkeit der Reichseinrichtungen verzweifeln. Ist mit dem gegenwärtigen Reichstag eine Verständigung über eine Ordnungsgesetzgebung nicht zu erreichen, so muß man aufs Neue die Wähler anrufen. Sie denken in solchen Fragen oft praktischer und nüchterner, als die vielen Phrasendrescher und Principienreiter. Und schließlich, wenn diese Zusammensetzung des Reichstags als unabänderliche Thatsache sich herausstellt, darf man auch vor den äußersten Consequenzen nicht zurückschrecken, falls die Lebensfähigkeit des Reiches es erfordert. Aber dazu gehören freilich Staatsmänner von eiserner Thatkraft und Entschlossenheit."

Vom Kölner **„Katholikentag"** sind bisher zwei Attinghausen-Reden, aber noch keine Rütli-Scene zu vermelden. Die letztere wird sich auch noch abspielen. Daß man aber starkes Vertrauen zu der Wirkung des „Seid einig" nicht mehr hat, ging aus beiden Reden hervor. Der wegen der Uneinigkeit der preußischen Centrumsleute und gleichzeitig im Hinblick auf den drohenden Abfall der bayerischen zum Präsidenten bestellte Dr. Orterer meinte, die Einigkeit sei zuweilen viel schwerer zu erhalten, als es sich von außen ansähe. Nun, von außen sieht es sich schwer genug an; wenn es innen noch schlimmer aussieht, dann können die Secessionen nicht mehr fern sein. Zum zweiten und eigentlichen Einigungsredner hatte man mit anerkennenswerthem Geschick in der Person des Weihbischofs Dr. Schmitz einen hochgestellten Priester und sehr würdigen Mann ausersehen. Er entledigte sich, nach dem Bericht der „Köln. Volkszeitung" zu urtheilen, seiner Aufgabe mit mehr Hingebung als Zuversicht in die Kraft seiner beweglichen Worte. „Männer mit klarem Begriff und großem Herzen" — in diesem Satze gipfelte sein Appell — „stören die Einigkeit nicht". Wenn das in einer alten Partei gesagt wird, so muß man glauben, sich vor dem Aeußersten zu befinden. Wer den Defect an Klarheit und Gemüth auf sich beziehen soll, ob die Schorlemer und Ballestrem, ob Dr. Lieber, ob dessen bald zur Rechten, bald zur Linken auftauchende Gegner, hat der Bischof nicht angedeutet, vermuthlich hat er beide Flügel der Partei und das Centrum dazu im Auge gehabt. Das nunmehr vorliegende Berathungsprogramm des Kölner Tags enthält nichts, was die Elemente der Zersetzung schwächen könnte. Der die Landwirthschaft betreffende Passus der socialpolitischen Commission des Comités quittirt über den Aerger wegen des ohne Mitwirkung des Centrums zu Stande gekommenen preußischen Landwirthschaftskammern-Gesetzes, um im Uebrigen unter Anerkennung der gedrückten Lage der Landwirthschaft nur das Erbrecht und das Creditwesen zu berühren. Zu wenig für die Loë und Genossen, denen ein kräftig Wörtlein z. B. über die Ausrottung der Margarine besser behagt hätte. Von der außerpreußischen Landwirthschaft ist überhaupt nicht die Rede, was wir übrigens nicht als einen Mangel ansehen. Auch sonst scheint man sich socialpolitisch zurückhaltend zeigen zu wollen. Von dem großen katholischen socialpolitischen Programmentwurf, der vor etwa Jahresfrist veröffentlicht worden ist, hat sich nur sehr wenig in die Anträge für die Kölner Versammlung verirrt — zweifelsohne auch kein Nachtheil für das Gemeinwesen. Die Anregung, auf internationale Vereinbarungen über die Regelung der Arbeitszeit zurückzukommen, ist harmlos und vielleicht nur deshalb gegeben, um anerkennend auf die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 verweisen zu können. Die Erdklugheit verleugnet sich auch in kritischen Zeiten nicht. Zwei katholische Arbeiterinnen beantragen, „eine umfassende allgemeine Organisation der katholischen Arbeiter" in Erwägung zu ziehen. Kann natürlich „erwogen", aber so leicht nicht durchgeführt werden. Im Uebrigen betreffen die socialpolitischen Anträge ältere zum Theil bereits in Initiativanträgen beim Reichstag ausgesprochene Forderungen. Neu ist unter den wichtigeren Puncten unseres Wissens nur die Erklärung, eine Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit auf genossenschaftlicher Grundlage anstreben zu wollen. Dem „katholischen" Verlangen nach Errichtung „gemeindlicher Arbeitsvermittelungsstellen" hat das protestantische Stuttgart bekanntlich längst die Erfüllung vorausgehen lassen. Die Schule ist in der Eröffnungsrede natürlich für den Ultramontanismus reclamirt worden. Ein Herr aus Werden an der Ruhr giebt dieser Forderung eine Formulirung, indem er „Unterrichtsfreiheit" und „namentlich" begehrt, daß den Katholiken die Errichtung von höheren Lehranstalten, welche mit den staatlichen gleichberechtigt sind, gestattet werde! Das ist aber noch nicht Alles, Herr Dr. Lingens heischt für Preußen wieder eine „freie, vom b. Stuhle gutgeheißene Universität in Fulda unter Leitung der Bischöfe" und zwar dies „ohne Zeitverlust." Man sieht, der Anpassungsfähigkeit des preußischen Cultusministers Bosse sind noch viele große Proben aufgespart.

Die von den Führern und Vertrauensmännern der **Schweizer** Ultramontanen in ihrer Versammlung zu Luzern beschlossene Gründung einer „katholischen Volkspartei" wird mehr und mehr als das gewürdigt, was sie in der That ist, eine Kriegserklärung an die liberale Schweiz und an die Protestanten. Wenn sie das nicht wäre, so hätte die bisherige „conservativ-katholische" Partei auch wohl ferner genügen können. Aber zu den Conservativen gehören auch Protestanten, und daher mußte das Wort conservativ aus dem Titel der neuen Partei wegfallen. Die protestantischen Conservativen sind denn auch peinlich berührt von der Absicht, einen scharf confessionellen Charakter in die vaterländische Politik zu verpflanzen, und beantworten die Frage, ob etwa die Gründung einer confessionell-politischen Partei nothwendig gewesen sei als ein Act der Nothwehr, weil die Confession auf politischem Boden und von Staatswegen bedroht und angegriffen worden wäre, mit einem entschiedenen Nein. Seit Jahren leben die Eidgenossen in vollem confessionellen Frieden; die Glaubens- und Cultusfreiheit wird geachtet und geschützt für die Katholiken in reformirten Cantonen so gut wie für Reformirte in katholischen; die Bundesbehörden haben sich mit großer Gewissenhaftigkeit bemüht, keine Confession in ihren Rechten zu beeinträchtigen oder beeinträchtigen zu lassen. Warum denn auf einmal eine confessionelle, eine ausschließlich katholische Volkspartei? Fast müsse man glauben, meint das Hauptorgan der bernischen Conservativen, es sei den Führern der Katholiken nicht wohl bei den friedlich confessionellen Zuständen, deren wir uns erfreuen, und sie wünschten den Kampf. Aber sie dürften sich über die Folgen ihres Vorgehens täuschen. Sie werden zwar die conservative katholische Bevölkerung in allen Cantonen fester zusammenschließen, aber sie treiben zugleich einen Keil in das Schweizervolk, welcher das Zusammenwirken aller guten Kräfte zu gemeinsamen großen Aufgaben zum Mindesten sehr erschwert. Die Urheber dieser unheilvollen Vermischung der Confession mit der vaterländischen Politik werden sich über die Folgen ihres Vorgehens nicht beklagen dürfen. Conservative und politisch gemäßigte Protestanten, erklärt am Schluß eines längeren Artikels das erwähnte stark conservative Blatt, werden hinfort jedem Schritt, hinter dem die „katholische Volkspartei" steht, nur mit berechtigtem Mißtrauen begegnen können.

Der Pariser „Temps" meldet, daß der **Bürgermeister von Luxemburg** kürzlich an der französischen Gedenkfeier der Schlacht von Mars-la-Tour theilgenommen habe. Ein luxemburger Blatt bestätigt die Thatsache und hebt dabei hervor, daß der bei der Feier als Sprecher aufgetretene Abgeordnete und Akademiker Mézières dem Bürgermeister einen Ehrenplatz in seinem Wagen eingeräumt habe. Der Herr Bürgermeister scheint keine Ahnung davon zu haben, daß in diesem Gebahren eine starke Tactlosigkeit liegt. Es ist eine sehr schöne Sache um die Ehrung der Todten; aber diese bleibt hier außer Betracht, denn wenn die luxemburger Fransquillons sich an solchen Festen betheiligen, so kommt es ihnen vor Allem darauf an, eine politische Kundgebung zu machen. Thut dies ein Privatmann, so braucht er Niemand Rede darüber zu stehen; thut es der erste Beamte der Haupt- und Residenzstadt, so ist man berechtigt, ihm vorzuhalten, daß er durch solch unkluges Verhalten dem Lande Schaden bereitet. Er könnte nun allerdings erwidern, daß er der Feier als einfacher Privatmann beigewohnt habe; und hätte er nur diese Eigenschaft, so stände man ja vor einem Ereigniß von geringfügiger Bedeutung. Aber der Privatmann steckt leider in derselben Haut wie der Bürgermeister, und es ist schwer, die beiden Wesen von einander zu trennen. Will man sie trennen, so muß man hervorheben, daß Herr Mézières nicht den Bierbrauer Mousel, sondern den Bürgermeister von Luxemburg zu sich in den Wagen gebeten hat, und daß die Pariser Blätter sich nicht über die Anwesenheit des Herrn Mousel, sondern über die Theilnahme des Bürgermeisters gefreut haben. Staatsminister Eyschen hat vor einem Monat am Schlusse seines am Geburtstagsfeste des Großherzogs auf Letzteren ausgebrachten Trinkspruches besonders betont, daß die Luxemburger durch ihr „correctes" Verhalten sich des Schutzes der Garantiemächte würdig zu machen wissen werden. Man sieht, es fängt gut an.

Der **französische** Minister des Innern hat den Pariser Polizeicommissariaten das Signalement, sowie die Personalien aller den Behörden bekannten, in Frankreich weilenden oder aus Frankreich ausgewiesenen fremländischen Anarchisten zugehen lassen. Es sind im Ganzen 374. Am zahlreichsten sind die Italiener vertreten, dann folgen der Reihe nach die Belgier, Deutschen, Spanier und Russen. Engländer befinden sich anscheinend nicht darunter. Diese Documente sollen den Sicherheitsbeamten die Identificirung verdächtiger Ausländer, gegen welche ein Sistirungsmandat erlassen wird, thunlichst erleichtern und insbesondere den Versuch ausgewiesener Anarchisten vereiteln, nach Paris zu kommen in der Absicht, in dem Gewühl der Hauptstadt sich den Nachforschungen der Polizei leichter zu entziehen. Alle ausländischen Verbrecher wird man ja auch trotzdem nicht von Paris fernhalten können, immerhin begrüßt die öffentliche Meinung von Paris und Frankreich das Vorgehen des Ministers mit Sympathie, weil sie sich sagt, daß die Sicherheit des Bürgers nur gewinnen kann, wenn den Behörden die Controle über die Anarchisten nach Kräften erleichtert wird.

Der Sultan von **Marokko** scheint die internationalen Verpflichtungen seines Herrscheramtes nicht ganz mit dem wünschenswerthen Ernste und Eifer zu erfüllen. Es gehört dazu vornehmlich auch die Sorge für den Schutz der in Marokko lebenden Ausländer gegen wörtliche und thätliche Verunglimpfung durch den fanatisirten Pöbel. Daß dieser Schutz sehr Vieles zu wünschen übrig läßt, haben mehrfache Vorkommnisse der jüngsten Zeit klar genug gezeigt. Wenn nun gar ein Mitglied des diplomatischen Corps, der neu eingesetzte französische Viceconsul in Fez, von dem Pöbel mit Steinwürfen insultirt werden konnte, und der Sultan, statt mit aller Strenge des Gesetzes gegen die Schuldigen einzuschreiten, aus dem Vorgefallenen keine andere Consequenz zieht, als daß er die Mächte ersucht, von der Ernennung von Vertretern für Fez abzusehen, weil diese Maßregel zu Unruhen führen könne, so mag dieser Standpunct für die marokkanischen Politiker ja ganz bequem sein, auf die Lage der Europäer in Marokko aber wirft er gerade

Feuilleton.

23]

Sein Weib.

Roman frei nach dem Englischen von Emil Bernfeld.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick, dann ertönte Geräusch an dem Fenster, dasselbe wurde geöffnet, die Fensterlade öffnete sich und ein breiter, heller Lichtschein fiel aus dem erleuchteten Zimmer auf den Kies- und Rasenboden vor demselben. Im Fenster selbst erschien Falconer, beugte sich ein wenig vor und fragte verwundert mit unwillkürlich gedämpfter Stimme: „Ist Jemand hier?"

„Ich muß Sie sprechen, Sir — es ist dringend — auf einen Moment!" sagte Jane ängstlich und trat schüchtern soweit vor, daß das herausfallende Licht ein wenig ihre Gestalt beleuchtete.

„Wie, Jane, ist es möglich — Sie?" rief Falconer überrascht, noch immer mit gedämpfter Stimme aus, und der Ton derselben verrieth, daß seiner Empfindung, wie erstaunt er auch sein mochte, sich sicherlich kein unfreundliches Gefühl beimischte.

„Ich muß Sie sprechen!" wiederholte Jane verwirrt, ängstlich. „Auf einen Moment nur, — ich konnte nicht anders, es ist von größter Wichtigkeit —"

„Still! Warten Sie, Jane, verrathen Sie sich nicht — ich komme zu Ihnen!" antwortete er hastig, Lade und Fenster schlossen sich rasch, es herrschte wieder Dunkelheit außen.

Jane trat zitternd ein wenig vor, unter das Fenster hin, aus welchem nur noch zwei schmale goldene Lichtstreifchen durch die kleinen Ausschnitte des Ladens in die dunkle Luft hinausglitzerten, und harrte beklommen, was geschehen werde. Einige Augenblicke verflossen, dann glitt eine Männergestalt um die Ecke des Hauses und trat rasch auf sie zu. Es war Falconer, von einer Seite des Hauses kommend, von der sie ihn am wenigsten hatte erwarten können, da sich dort nur die Brandmauer desselben mit einigen Fenstern, jedoch keinerlei Thür befand; sie würde heftig erschrocken sein, wenn nicht zum Glück ihr an die Dunkelheit gewöhntes Auge ihn erkannt hätte.

„Beruhigen Sie sich, Jane, erschrecken Sie nicht", flüsterte er ihr hastig zu. „Ich komme durch den geheimen Gang, der an jener Seite des Hauses, unter den Hecken, die sich dort dicht an der Mauer entlang ziehen, mündet. — Aber was führt Sie her, Jane? Zu dieser Stunde — wenn Sie Jemand bemerkt hat! Sie thun Unrecht, Jane — doppelt Unrecht, da Sie's um meinetwillen thun! Bedenken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen?"

„Gefahr — es mag sein, ja! Ich weiß nicht, was ich gethan habe — es mag Unrecht sein, da Sie es mir verboten hatten — aber ich konnte nicht anders, ich mußte kommen! Ich konnte nur an die Gefahr denken, die Ihnen droht, und mußte her, Sie zu warnen! Es giebt nur noch ein Rettungsmittel — die Flucht! Ihre Feinde sind schrecklich, sind übermächtig und erbarmungslos — gegen Sie, fliehen Sie, ehe es zu spät ist!"

„Fliehen, Jane? Fliehen soll ich vor meinen Feinden — das rathen Sie mir, die so muthig und voll edler Zuversicht auf den Sieg der Wahrhaftigkeit in mich drangen, zu bleiben und der Wahrheit die Ehre zu geben?"

„Das war damals! Ich kannte damals nicht die Bösartigkeit Ihrer Feinde, nicht die Gefahr, wie ich sie heut' kenne! Fliehen Sie!"

„Aber fliehen ist Schwäche, fliehen ist Feigheit, Jane?"

Sie zitterte und brach in Thränen aus.

„Ihre Feinde sind zu bösartig", schluchzte sie, „die Waffen in ihrer Hand sind zu übermächtig! Man wird Sie verderben!"

„Eine innere Mahnung sagt mir, daß es nicht gelingen wird, mich zu verderben! Mag es Zuversicht des eigenen Bewußtseins, mag es Trotz sein: gerade die Ungeheuerlichkeit der Dinge, die sie gegen mich aufthürmen, giebt mir die Gewißheit, daß dieses gewaltsam emporgetriebene Gebäude in sich zusammenbrechen wird, daß dieses Zuviel feindseliger Verfolgung und feindlichen Geschickes seinen Zweck verfehlen muß, mich einer Schuld zu überführen, von der ich frei bin, wie schuldig ich auch sonst immer sein mag! — Aber sprechen Sie, welch' neue Gefahr ist es, die Sie herführt?"

„Dr. Newbott — der Entsetzliche!"

„Ah, er! — Was wissen Sie von ihm?"

„Er war fürchterlich in seinen Drohungen gegen Sie — und er hat mir das Geheimniß seiner Macht über Ihr Schicksal entdeckt!"

„Und worin besteht dies?"

Jane schauderte und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Sprechen Sie!" befahl Falconer fest. „Sprechen Sie frei — ich will es!"

„Er sagte mir", erwiderte Jane leise und mit bebender Stimme, „ich solle Ihr Bestck mit anatomischen Instrumenten öffnen und mich überzeugen, ob nicht ein — o Gott! — ein spitzes, dolchartiges Messer in demselben fehle . . ."

„Recht so, es fehlt!" entgegnete Falconer ruhig. „Und Dr. Newbott hat dieses Messer gefunden, hat es in seinem Besitz. — Nun, antworten Sie mir freimüthig weiter, unumwunden, ohne Rückhalt. Was denken Sie nach dem Beweise, den der Doctor vorgebracht? Halten Sie mich des Verbrechens schuldig?"

„Nie! Nimmermehr!" rief Jane, den Kopf jäh emporrichtend, aus, und legte betheuernd die Hand auf ihre Brust, während ihr Auge voll und frei in das seine schaute.

Falconer athmete voll Befriedigung tief auf, blickte bewegt auf dieses zu ihm erhobene Madonnenantlitz nieder, dessen goldenes Haar ihm in dem matten Dämmerlicht, mit dem die Löcken der Fensterladen das herrschende Dunkel mischten, wie ein Heiligenschein zu leuchten schien.

„Das Bewußtsein meiner Unschuld, wenigstens an diesem Verbrechen, ruht in meinem Herzen, seien Sie getrost?" sagte er fest. „Ich weiß, daß Viele mich für schuldig halten, ich weiß, daß mir große Gefahr droht, aber es ist mein Entschluß, den Kampf aufzunehmen und bis zum Ende in ihm auszuharren. Ich würde nicht weichen, selbst wenn die Dinge gegen mich noch schlimmer lägen, als es, wie ich glaube, jetzt der Fall. Es ist meine Wahl so, vielleicht mein Verhängniß, dem ich folgen muß, und ich werde es thun."

„Sie wissen noch nicht Alles", fuhr sie zitternd fort. „Die schrecklichen Dinge wachsen an mit jedem Augenblick. Ich habe Ihnen noch Anderes zu sagen, als Sie gehört!"

„Sprechen Sie. Und wenn es das Schlimmste wäre, halten Sie mit nichts zurück."

„Es giebt noch weitere Beweise gegen Sie. Sie haben noch nicht gehört, daß Sam Brown Alles, was er wußte, Mr. Everett gestanden hat."

„Ah, Sam! Ich wußte, daß es geschehen werde, und — Sie haben Recht — es ist ein neues übles Ding. Es kommt hinzu, was Everett selbst weiß — und außer ihm und mir kein Mensch weiter — und was ein ganz besonders gewichtiges Ding ist, Jane. Allein dieses Geheimniß Everett's, dieses Verdachtmoment, das er als seine Waffe bereit hält, von so großer Schwere es auch ist, hat doch auch seine gar seltsame schwache Seite, meine liebe Freundin. Es schließt einen Umstand ein, der zu meinen Gunsten spricht."

„Zu ihren Gunsten? Ah, sagen Sie mir, was es ist!"

„Nichts Geringeres als der Umstand, daß Das, was Everett auszuführen vermag, ihn selbst so gut in die Sache verflicht, wie mich, und gegen ihn nicht weniger spricht als gegen mich selbst. Es ist dies einfach eben der Grund, weshalb er damit zurückhält."

„Mr. Everett in die Sache verflochten — er selbst bedroht?" sagte Jane hastig. „Dann ist wenigstens er entwaffnet, Gottlob! Aber dann ist es um so klarer, daß der Doctor Ihr gefährlichster Feind ist. Ich ahnte, ich fühlte es! Er haßt Sie, er brennt vor Begierde, die Verfolgung gegen Sie aufzunehmen. Aber weshalb hält denn er zurück? Sein Warten ängstigt mich fast noch mehr, als wenn ich ihn zur That schreiten sehe! Weshalb macht er von Dem, was er weiß, keinen Gebrauch? Wenn er wartet, muß es Böses für Sie zu bedeuten haben?"

„Sie irren, arme Jane, Ihre Besorgtheit ängstigt Sie unnöthig. Der Doctor ist ein Elender, ein Schurke, aber in seinem Zurückhalten liegt keine Gefahr. Er wartet, weil es in seinen Plänen begründet liegt, mich zu schonen."

„Schonen? Er? Dann fürchte ich sein Schonen mehr als seine offene Bösartigkeit. Er ist verloren für jedes Gute in der Welt!"

„Das Ziel, das er verfolgt, ist nicht, mich zu verderben, sondern mich zu zwingen, auf Das, was er anstrebt, einzugehen."

„Ich weiß! Er will Geld von Ihnen erpressen. Er gab es mir in seiner Niedrigkeit unverhüllt zu verstehen!"

„Mehr als das. Er hat noch andere Pläne, obwohl auch bei ihnen Geld das eigentliche Motiv ist, das ihn leitet. Aber es sind Pläne, auf welche ich, was ihm nicht bekannt ist, einzugehen überhaupt nicht in der Lage bin. Es liegt nicht in meiner Macht, selbst wenn ich schnöde genug dächte, es zu wollen."

„Weshalb nicht? Sind Sie nicht reich?"

„Die Bedingungen des Doctors gehen weiter als auf Erlangung nur einer größeren Summe dieses Reichthums", entgegnete Falconer, dessen Ton plötzlich trocken und hart wurde, während sein Gesicht sich verfinsterte. „Ich habe Ihnen gesagt, Jane, daß ich verheirathet bin, daß diese meine Ehe geheim gehalten ist. Der Plan des Doctors aber ist, daß ich im Austausch gegen die Waffe, die er gegen mich in Händen hält, ihm selbst eine Summe zahle und, um mein ganzes Vermögen an sein Haus hinüberzuspielen, seine Tochter Annette heirathe."

Jane wankte einen Schritt zurück und lehnte sich an die Mauer des Hauses. (Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.